

Liebe Leserinnen und Leser,

»Mind in the Line of Fire« heisst das Motto des diesjährigen IPA-Kongresses. Er findet auf einem Kontinent statt, der seit je her in verschiedenster Art und Weise in der Schusslinie steht, sei es über eine leidvolle Geschichte der Ausbeutung, der Diktaturen, der Aufstände, des Terrors, der Gewalt und der Armut, welche die Menschen scharenweise in die Flucht zwingen. Kolumbien, ein von Bürgerkriegen geschütteltes Land, ist heute eines der Länder mit den meisten Binnenvertriebenen weltweit. Ende 2021 waren es 6,8 Millionen Menschen, die im eigenen Land auf der Flucht waren.¹ Cartagena, der Kongressort, ist einerseits ein von der UNESCO 1984 zum Weltkulturerbe ernanntes Juwel und eines der beliebtesten Reiseziele des Kontinents, »eine der attraktivsten, spannendsten und einladendsten historischen Städte Lateinamerikas«, wie es in der Ausschreibung der IPA heisst. Cartagena war andererseits einst der grösste Sklavenmarkt Südamerikas, worauf unser erster Autor in seinem Vortrag hinweist. Kongressthema ist die Schnittstelle zwischen intrapsychischen, sozialen und politischen Prozessen. Die Fragen sind: Wie kreuzen sich psychoanalytische und soziale Perspektiven? Wie hat sich diese Realität auf unsere Methode und Technik ausgewirkt?

Im Vortrag *Zur Unzeit* setzt sich denn der Peruaner *Jorge Bruce (Lima)* kritisch mit Konzepten und Techniken der Psychoanalyse, und wie sie Eingang in den jeweiligen kulturellen Korpus eines Landes oder einer Region gefunden haben, auseinander. Er wirft anhand der lateinamerikanischen sozialen Realitäten Fragen grundsätzlicher Natur auf. Es sind Fragen zur Identität. Wie inkorporieren wir was auf dem Weg zu einer eigenen psychoanalytischen Identität? Wann ist es angeklebt, wann echt? Braucht es neue Instrumente für neue soziale Realitäten? Sind dies Fragen zur Unzeit, zu einem ungeeigneten, ungünstigen, unpassenden Zeitpunkt? Wann sind solche Fragen angebracht, wenn nicht jetzt, wo so vieles durcheinander geraten ist. Es hat offenbar eine Pandemie gebraucht, ein Virus, das sich bei allen einnistete, ungeachtet der sozialen Herkunft, damit die soziale Dimension nach einem halben Jahrhundert der Randständigkeit erstmals etwas breiter ins Bewusstsein der Psychoanalytiker Eingang finden kann, sogar an einem IPA-Kongress. Weil das Virus alle bedroht hat und auch sozial Privilegierte unter den verordneten Massnahmen und dem Zusammenbruch des Gesundheitswesens litten, wurden soziale Ungerechtigkeiten plötzlich Tagesthema. *Bruce* besinnt sich auf die »Kolonialisierung« der lateinamerikanischen Psychoanalytiker durch die Psychoanalyse

1 <https://www.uno-fluechtlingshilfe.de/hilfe-weltweit/kolumbien> (aufgerufen am 3.7.2023)

der renommierten europäischen und nordamerikanischen Zentren. Diese Prä-
gungen werden anhand der vorherrschenden sozialen Gegebenheiten und mit
Anregungen aus Literatur und Kunst bereichert kritisch reflektiert. Es wird
deutlich, dass ganze Bevölkerungsgruppen gar nicht vorkommen, weder in der
Theorie noch in der Praxis der Psychoanalyse, und dennoch erhebt diese einen
Anspruch auf universelle Gültigkeit. *Bruces'* Vortrag ist ein Plädoyer für eine
Reise ins Unbekannte, nicht nur ins Unbekannte des Unbewussten, mit dem
wir in jeder Analyse Bekanntschaft machen, sondern ins Unbekannte mit Men-
schen, bei denen wir sofort in der Schusslinie stehen, wir, die Privilegierten, mit
Zugang zu allem, was andere nicht haben. Er spricht von einem Prozess des »In-
Kontakt-Tretens«, nicht einfach sporadisch und in karitativer Absicht, sondern
in einem »Prozess des Erkennens und der Identifikation mit diesen verleugne-
ten, verachteten und unsichtbar gemachten Objekten«. Eine klinische Vignet-
te illustriert sehr anschaulich, wo die Grenzen dieses Unterfangens liegen, an
einem überraschenden Ort, eindeutig, aber unerwartet.

Sverre Varvin (Oslo) beschreibt in seinem Vortrag *Die Psychoanalyse und
die dritte Position: soziale Umwälzungen und Gräueltaten* verschiedene Ansätze
zur Aufarbeitung vergangener schwieriger Erfahrungen, bei denen Sicherheit
gebende, sinnstiftende Strukturen, innere wie äussere, zerstört worden sind.
Der Autor ist der Ansicht, dass »die gegenwärtigen Traumatisierungstheorien
widerstandsfähige Prozesse übersehen«. Dadurch werden ungewollt passive,
devitalisierende Ansätze anstelle der Unterstützung der Resilienz von trau-
matisierten Personen und Gruppen favorisiert. Er propagiert eine Weiterent-
wicklung des Verständnisses von Traumatisierung und schlägt dafür ein Modell
mit drei Dimensionen (Körper und Welt – Subjekt und Gruppe – Subjekt und
Diskurs/Kultur) als Rahmen zum Nachdenken vor. In der dyadischen Inter-
aktion mit dem Analytiker wird in der Nachträglichkeit eine dritte reflektie-
rende Position erschaffen, in der die traumatische Erfahrung eine Bedeutung
erhält, die »das Subjekt in einer kulturellen Dimension verankert, in der die
Realisierung und Symbolisierung des Geschehenen zukünftige Möglichkeiten
eröffnen kann«. Varvin schliesst seine Überlegungen mit der Frage, ob diese Art
der Aufarbeitung auch auf soziokultureller Ebene zur nachträglichen Einsicht
führen kann und verweist auf die Arbeit der beiden Mitscherlichs im Zusam-
menhang mit der Unfähigkeit der Deutschen (nur der Deutschen?, möchte man
anfügen), zu trauern, und der Möglichkeit psychoanalytischer Interventionen
zur Unterstützung eines Trauerprozesses auf kollektiver Ebene. Vorausset-
zung für die Aufarbeitung sei die Einsicht, dass »Gräueltaten in das kollektive
Gedächtnis eingeschrieben werden«. Es handle sich um einen Prozess, »für den
offizielle Anerkennung und Bestätigung erforderlich sind, in dem aber auch die
kulturelle Gemeinschaft – Schriftsteller, Künstler, Historiker, Soziologen und
andere – stichhaltige Erzählungen hervorbringt«. Das erwähnte Werk der Mit-

scherlich von 1967 steht etwas verloren in der Landschaft. Keine Bemerkung, dass ein südamerikanisches Land ein begehrtes Fluchtziel von NS-Verbrechern war.² Wie und wo ist das eingeschrieben? Dies schreibt die Vorwortschreiberin aus einem Land, dessen Wohlstand nicht unbedeutend auf eigenen und fremden Gräueltaten beruht. Wie ist das eigentlich mit der erforderlichen offiziellen Anerkennung für die Aufarbeitung von Ungerechtigkeiten und Verbrechen? Dazu hat sich Aleida Assmann in ihrem Vortrag Gedanken gemacht (S. 234 in diesem Heft).

Das Konzept der Nachträglichkeit, dem sich unser nächster Beitrag widmet, ist in Situationen, wo es um die Aufarbeitung vergangener und gegenwärtiger Traumata geht, erwiesenermaßen von grosser Bedeutung. *Brigitte Eoche-Duval (Nantes)* macht sich *Einige Gedanken zum Begriff der Nachträglichkeit im Werk von Jean Laplanche*. Es war Laplanche, der die Übersetzung von Freuds »Nachträglichkeit« durch »après-coup« vorgeschlagen hat. Seine Theorie der Nachträglichkeit ist »ein Denken der Zeit und des Menschlichen«. Nach Laplanche gehört es zur anthropologischen Grundsituation mit ihrem »Vorträglichen« (avant-coup), dass dem Menschen verführerisch rätselhafte Botschaften durch den Anderen vermittelt werden, die ihn zeit seines Lebens in eine eigentliche Übersetzungsnot in der Nachträglichkeit bringen. Gesehenes, Gehörtes, Erlebtes sind Botschaften, die eine Aufforderung zur Übersetzung in sich tragen. Eoche-Duval zeigt auf, wie Laplanche, eng an Freud angelehnt, theoretisiert, sich aber in deutlicher Abgrenzung zu ihm positioniert. Die Nachträglichkeit erfolgt in einer doppelten Bewegung (progredient und retrogredient) und hinterlässt immer einen unübersetzbaren Rest, der wieder zur Übersetzung drängt. Die Nachträglichkeit als »übersetzender und transformierender Prozess« aktualisiert sich in der Übertragungssituation und ist mit dem analytischen Prozess untrennbar verbunden. Dadurch entsteht die Möglichkeit zu neuen sinnhaften Geschichten, »stichhaltigen Erzählungen«, wie Sverre Varvin sie nennt, allerdings nur unter der Voraussetzung, dass Analytiker und Analysanden bereit sind, wie Jorge Bruce darlegt, zum Unbekannten aufzubrechen, auszuhalten, was ihnen auf diesem Weg widerfährt, um dann hoffentlich das Neue zu finden. Die begeisterte Ko-Referentin *Martina Feurer (Freiburg i.Br.)* unterstreicht nochmals die enge Verbindung zwischen Übersetzung und Nachträglichkeit, letztere von Laplanche beschrieben als »ein Phänomen, das sich nicht im intrapersonellen, sondern im interpersonellen Raum abspielt«. Die Bedeutung der Zweizeitigkeit, vorträglich und nachträglich, in Bezug auf das Trauma bei Freud und Laplanche wird weiter ausgeführt, und beide Autorinnen betonen, wie wichtig es ihnen ist, dass dieses Sich-Gedanken-Machen,

2 <https://www.bpb.de/themen/migration-integration/laenderprofile/suedamerika/317754/argentinien-ein-begehrtes-fluchtziel-von-ns-verbrechern/> (aufgerufen am 4.7.2023)

angelehnt an einen Anderen, als ein »work in progress« verstanden wird, was Laplanche so meisterhaft vorgelebt hat. Erstaunlich scheint mir, dass beide Texte ohne den Begriff der Latenz ausgekommen sind.

Bisher ist es in allen Texten implizit auch um Vergessen und Erinnern gegangen. Die nächsten beiden Arbeiten beschäftigen sich explizit mit Erinnerungen. Es handelt sich nochmals um zwei Vorträge der 10. Deutschsprachigen Internationalen Psychoanalytischen Tagung im Herbst 2022 in Leipzig zum Thema »Erinnern und Vergessen«. *Brigitte Trimper* (Leipzig) berichtet über *Leben und Werk Therese Benedeks* unter dem Titel: *Eigentlich wollte sie Latein und Geschichte studieren*, und *Arndt Ludwig* (Zwickau) trifft auf einem anderen Weg auf ebendiese Analytikerin: *Von der Wiederannäherung an Therese Benedek bis zur Namensgebung des Sächsischen Instituts für Psychoanalyse und Psychotherapie nach zwei deutschen Diktaturen*.

Therese Benedek, eine gebürtige Ungarin, zweimal gezwungen, ihre Staatsbürgerschaft zu wechseln (zuerst deutsch, dann amerikanisch), ist eine eindrückliche Frau, die ihr Ziel, Psychoanalytikerin zu werden und zu sein, unter den widrigsten Umständen zielstrebig verfolgte. Sie hat sich als Psychoanalytikerin insbesondere auch einen Namen gemacht als Lehrtherapeutin (»Die Analytikerin der Analytiker«, George Pollock) und Supervisorin, die zusammen mit Joan Fleming 1966 ein seinerzeit vielbeachtetes Buch (das in den vorliegenden Texten nicht zitiert wird) unter dem Titel »Psychoanalytic Supervision: A Method of Clinical Teaching« publiziert hat. An diese Psychoanalytikerin erinnert sich das Sächsische Institut für Psychoanalyse und Psychotherapie im Rahmen der Aufarbeitung seiner leidvollen, von zwei deutschen Diktaturen geprägten Geschichte. Im Bericht von Arndt Ludwig wird, neben der Erarbeitung vieler wichtiger und interessanter historischer Ereignisse, deutlich, wie unmöglich eine Wiedergutmachung ist und wie hilflos der Versuch anmutet, »ein Zeichen gegen das im Nationalsozialismus geschehene Unrecht« zu setzen. Das Zeichen ist die Namensgebung des Instituts in »Therese-Benedek-Institut Leipzig« (S. 209 im Text) und ist nach viel Diskussion und in einem großen Festakt im Jahr 2012, in Anwesenheit des Sohnes, Ehrengast aus Pittsburgh, gesetzt worden. Wenn man heute, gut zehn Jahre später, die Website des Instituts öffnet, trifft man auf »Sächsisches Institut für Psychoanalyse und Psychotherapie« und kleiner darunter: – Therese Benedek – e.V. So schnell und so einfach geschehen und vieles gerät wieder in den Hintergrund, was gerade eben erinnert werden wollte. Noch komplizierter wird es mit der Geschichte, wenn man noch anderes mitdenken müsste, zum Beispiel die Zeit in den USA (Chicago Institute for Psychoanalysis), »als Psychoanalysen zu geheimdienstlichen Akten wurden« (Müller, K., 2017, S. 143). Aus der Archivarbeit von Knuth Müller erfahren wir diesbezüglich folgendes: »Im Auftrag der APsA führten renommierte AnalytikerInnen, wie z.B. Franz Alexander, Therese Benedek

oder Michael Grotjahn ab Ende 1941 eine Studie zur Analyse und ›Heilung‹ sogenannter ›revolutionärer [d.h. isolationistischer, faschistischer und kommunistischer] Einstellungen‹ von AnalysandInnen durch, deren Analyseaufzeichnungen schließlich einer Unterabteilung des ersten, von William J. Donovan geleiteten US-amerikanischen Geheimdienstes Office of the Coordinator of Information (COI) überantwortet wurden.« (ebd. 143) Diese Informationen wurden auf sogenannten Patientenbögen erfasst und sind heute noch aufzufinden, z.B. unter: Patient »J. C. B.« (Benedek), 1942, NARA II, RG 44, Entry 149, Box 1716, Folder »Psychiatric Reports« (S. 167). Deutlich wird: Würdigungen und Zeichen gegen geschehenes Unrecht sind etwas sehr Kompliziertes. Von Knuth Müller sind übrigens bei Psychosozial 2017 zwei Bände mit dem Titel »Im Auftrag der Firma. Geschichte und Folgen einer unerwarteten Liaison zwischen Psychoanalyse und militärisch-nachrichtendienstlichen Netzwerken der USA seit 1940« erschienen. Bernd Nitzschke (2021) spricht in seiner sehr ausführlichen Rezension von zwei Bänden, »die in den Bücherschrank eines jeden gehören, der das Eintreten für Menschenrechte auch im Zeitalter ubiquitärer Überwachung noch nicht aufgegeben hat«. Mind in the Line of Fire!

In unserem nächsten Artikel *Wenn Wissen schädlich ist – Zum Furor sanandi in Zeiten von Covid-19* bearbeitet Claudia Frank (Stuttgart) ein wichtiges Thema sehr differenziert und konsequent psychoanalytisch gedacht. Sie legt anhand der Corona-Krise dar, wie in einem Moment der totalen Verunsicherung durch den Verlust aller grundsätzlichen und selbstverständlichen Orientierungen frühe Ängste aktualisiert wurden, »die rasch eine orakelhafte Figur auf den Plan riefen«. Diese innere Figur entspricht einem pathologischen Über-Ich, das, gedrängt durch einen Furor sanandi, sofort konkretes, mithin »schädliches Wissen« verbreitet. Die entsprechende Arbeit an der Gegenübertragung bietet eine Möglichkeit zur Differenzierungsarbeit und Neuorientierung. Dass der »eigene Verstand« gefragt ist bei dieser Arbeit, empfand ich als ausgesprochen wohltuend. »Mind in the Line of Fire«! Das Besondere an der Arbeit von Claudia Frank ist aber die Einbettung ihrer Erkenntnisse aus ihren Erfahrungen als Psychoanalytikerin während der Corona-Krise in eine persönliche, sehr sophistizierte Lesart von Sophokles' »König Ödipus«. Ein grosses Vergnügen, das hier nicht verraten werden soll. Lesen Sie selbst!

Die *Haut auf der Milch* bildet der Text von Aleida Assmann (Konstanz): *Kann man die Vergangenheit reparieren?* Assmann wirft eine Frage auf, die sich bei der Lektüre des vorliegenden Hefts geradezu aufdrängt. Sie denkt darüber nach, was Reparieren im Zusammenhang mit Geschichte heissen kann, welche Möglichkeiten und Grenzen sich dabei ergeben. Es geht um verschiedene Narrative, die erst einmal gehört werden wollen, damit die Unterschiede und Spaltungen deutlich werden. Dies ist eine Voraussetzung für die Überwindung exklusiver geschichtlicher Darlegungen und für die Entwicklung eines inklu-

siven Diskurses. Sie zeigt dies an zwei Beispielen der jüngsten Geschichte (aus Mexiko und Australien), wo heterogene Perspektiven und Symbole und offizielle Entschuldigungen an Gedenktagen Eingang finden. Leidvolle Vergangenheit vergeht nicht, ist nie erledigt. Sie kehrt zurück in bewussten traumatischen Erinnerungen oder in unbewussten Übertragungen von einer Generation zur anderen, wirkt prägend, schlägt sich in Haltungen, Praktiken, Anschauungen nieder und bringt neues Leid. In unserer psychoanalytischen Praxis werden wir zu Zeugen und haben über unsere Methode die Gelegenheit zu einer Sichtbarmachung dessen, »was nicht präsent, also nicht »vor den Sinnen« und damit auch nicht unmittelbar erfahrbar ist«, der Vergangenheit, wie Assmann sie definiert. Sowohl die persönliche Aufarbeitung in Analysen wie auch die gesellschaftliche Aufarbeitung der über neue Forschungen und Erkenntnisse aktualisierten Narrative der Sozialwissenschaft und Politik erfordern viel Zeit. Auch diese Aufarbeitung kann nicht »erledigt« werden. Sie muss ein ständiges Bemühen um eine wache Auseinandersetzung sein und zu »einer Öffnung hin zu einer inklusiveren und gerechteren Gesellschaft führen«. Assmann stellt interessante Gedanken zur Diskussion, wie Gedanken zur (Un-)Sichtbarkeit von Denkmälern, zur Bedeutung von Narrativen (des Stolzes, der heroischen Ehre, der Reue und Verantwortung), zum Erinnern in der Migrationsgesellschaft, zu Nationen als »imagined communities«, zum globalen Wandel und zum selbstkritischen Wandel der Sichtweisen, die eine diverse Gesellschaft von uns fordert. Auf ihre Ausgangsfrage zur Reparation der Vergangenheit gibt die Autorin eine eindeutige Antwort: Reparieren kann man sie nicht, verändern auch nicht, anders darüber nachdenken und erzählen schon.

Das Heft schliesst mit einer Rezension von *Vera von Planta* (Bern) des Buchs von *Nina Bakman: Fünf Psychoanalytikerinnen. Frauen in der Generation nach Sigmund Freud*. Nach Therese Benedek, die in diesem Heft gewürdigt wird, also weitere fünf Analytikerinnen, engagierte Frauen aus der Generation nach Freud. Die Rezensentin hat das Buch mit Gewinn gelesen.

Bern, im Juli 2023

Elisabeth Aebi Schneider

Literatur

Nina Bakman (2022): *Fünf Psychoanalytikerinnen. Frauen in der Generation nach Sigmund Freud*. Gießen: Psychosozial.

Fleming, J./Benedek, T. (1966): *Psychoanalytic Supervision. A Method of Clinical Teaching*. New York and London: Grune & Stratton.

Müller, K. (2017): »The Patient Is Extremely Pessimistic About His Personal Role in the War« – Als Psychoanalysen zu geheimdienstlichen Akten wurden: Franz Alexander und das Chicago Institute for Psychoanalysis während des Zweiten Weltkriegs. *Journal für Psychologie* 25/1, 143–178.

(2017): *Im Auftrag der Firma. Geschichte und Folgen einer unerwarteten Liaison zwischen Psychoanalyse und militärisch-nachrichtendienstlichen Netzwerken der USA seit 1940*. 2 Bände. Gießen: Psychosozial.

Nitzschke, B. (2021): *Mit Dr. Jekyll und Mr. Hyde von Harvard nach Abu Ghraib*.
<https://literaturkritik.de/knuth-mueller-us-geheimdienste-und-vertreter-der-organisierten-psychoanalyse,28161.html> (6.7.2023).